

Carl Gottfried Scholz

Ein schlesischer Landpfarrer im XIX. Jahrhundert
(1773—1862)

In der Krieg- und Nachkriegszeit 1939—1945 hat die Evangelische Kirche Schlesiens schwere Verluste erlitten. Auch *kirchengeschichtliche Quellen* wurden vernichtet. Deshalb muß alles, was davon erhalten blieb, sorgsam bewahrt und für die Schlesische Kirchengeschichte fruchtbar gemacht werden. Durch merkwürdige Fügungen wurde der literarische Nachlaß des Pfarrers *Carl Gottfried Scholz*, der von 1797 bis 1859 in der Kirchgemeinde *Gäbersdorf*, Kreis *Striegau*, amtierte, gerettet¹). Auf Grund dieses Nachlasses ist es möglich, Herkunft, Lebenslauf, Kriegserlebnisse in den Jahren 1806 bis 1815, Amtstätigkeit und Familienleben eines schlesischen Landpfarrers im XIX. Jahrhundert zu schildern und eine Charakteristik dieses Mannes zu versuchen, der in mancher Hinsicht typisch für seine Zeit und seinen Stand war, unbeschadet seiner persönlichen Eigenart.

I. Herkunft

*Wilhelm Baur*²) hat nachgewiesen, daß das in der Reformation „neu gegründete deutsche Pfarrhaus, in der Mitte zwischen den Ständen des Beharrens, dem Adel — und dem Bauernstand, bürgerlich war“, und daß die Evang. Kirche „Pfarrer . . . eigentlich nur im Bürgerstand“ fand. Das ist bis in die Gegenwart so geblieben. Auch *Carl Gottfried Scholz* entstammte einer ehrbaren schlesischen Tuchmacher- und Bürgerfamilie. Sein Urgroßvater, *Bartholomäus Scholz*, Tuchmachergeselle aus Stendal, gest. 19. VI. 1727, und sein Großvater, *Christoph Scholz*, geb. 1688, gest. 11. XI. 1736, waren Bürger und Tuchmacher in *Gubrau* (Schl.). Sein Vater, *Johann Scholz*, geb. 12. I. 1724 in *Guhrau*, ließ sich in *Breslau* nieder, erbaute dort ein Haus, erwarb das Bürgerrecht, heiratete eine *Breslauer* Bürgertochter *Anna Barbara Riedel* (* Aug. 1732, † 1. I. 1784) und betrieb das Tuchmacherhandwerk und Tuchwarenhandel. Er starb am 23. IX. 1798 als Oberältester der Tuchmacherinnung in *Breslau* und hinterließ seinem einzigen Sohne *Carl Gottfried* ein kleines Vermögen. Der Sohn widmete dem Vater in seinem Tagebuche den Nachruf: „Ruhe wohl, du guter Vater! Alles, was ich habe und besitze, ist von dir, der du treulich auf mich alles gewandt hast, soviel du vermochtest, um mich zu einem guten und brauch-

baren Manne zu bilden. Sieh, wie aus meinem Auge, und aus dem Auge deiner Schwiegertochter, die du so unaussprechlich lieb hattest, eine Träne der Dankbarkeit rinnt! Gott sei dein Vergelter.“

II. Lebenslauf

Das Leben des *Carl Gottfried Scholz*, obwohl reich an schweren Erlebnissen, verlief äußerlich betrachtet in bescheidenen Verhältnissen und in engen Grenzen³). Er begann am Sonntage Septuagesima, dem 7. Februar 1773, „in Schlesiens weitberühmter Hauptstadt Breslau seine irdische, sichtbare Existenz“. Die Sonne stand gerade im Zeichen des Löwen, und das war ihm stets „ein Antrieb, jene Herzhaftigkeit, verbunden mit dem Edlen des Löwen, seinem Charakter recht eigen zu machen.“ Durch einen Hauslehrer vorbereitet, besuchte er vom 10. IV. 1781 bis zum 29. IV. 1791 das Elisabeth-Gymnasium seiner Vaterstadt. Schon als Primaner begann er zu predigen. „Dies geschah in des Vaters Stube, an den meisten Sonntagen, in den Abendstunden, bei Licht! Der Vater, die nächsten Verwandten, die übrigen Hausgenossen machten sein gewöhnliches Auditorium aus, wobei natürlich gesungen wurde, wie in der Kirche!“ Da Breslau erst 1811 eine Universität erhielt, bezog Carl Gottfried Scholz, wie vermutlich viele Schlesier seiner Zeit, die preußische Universität Halle (Saale). Am 7. Mai 1791 begann er „im Vertrauen auf Gott die akademische Laufbahn“. Schon am 4. Sept. 1793 verließ er nach nur 2½jähr. Studium die Universität Halle und kehrte nach Breslau zurück. Auffallend ist die Kürze seines Universitätsstudiums. Das Tagebuch berichtet, daß er außer theologischen und philosophischen Vorlesungen auch „statistische, geschichtliche, naturhistorische u. a.“ Vorlesungen hörte. Als seine theologischen Lehrer nennt er die Professoren Nösselt, Knapp und Niemeyer. *Nösselt* (A.D.B. XXIV, S. 25) vertrat eine pietistisch gefärbte Orthodoxie und las Exegese des Neuen Testaments. Garve sagte von ihm, er sei der nützlichste Professor in Halle. Lessing rühmte ihn: Das ist noch ein Theologe, wie er sein soll. *Knapp* (A.D.B. XVI S. 266) war der letzte Repräsentant des Halleschen Pietismus und des alten Supranaturalismus, er stand der Herrnhuter Brüdergemeine nahe, las Exegese des Neuen Testaments und Dogmatik und vertrat ein biblisches, praktisches Christentum. *Niedermeyer* (A.D.B. XXIII, S. 677) war ein Urenkel August Hermann Franckes und ein bekannter Religionspädagoge. Alle drei Professoren gehörten zu den „Neologen“, die vom Geiste des Rationalismus mehr oder weniger stark berührt waren. Schon am 9. Oktober 1793 hatte der strebsame Studiosus das erste Examen pro licentia bestanden. Jetzt durfte er zur Freude des alten Vaters in den Breslauer Kirchen predigen. Man hörte ihn gern und wählte ihn nach dem Amtsexamen pro ordinibus, das er am 18. November bestand, und nach der Ordination am 20. November 1795 zum General-Substituten der Vaterstadt. Die Braut, Jungfrau Rahel Elisabeth *Schenk*, im Juni 1769 zu Magdeburg geboren, — „die Gute, Treue, Gefühlsvolle und Weise“ —

wartete unterdessen geduldig auf eine „heiratsfähige Pfarrstelle“. Manche Hoffnung erfüllte sich nicht, — „man denke sich den gemeinschaftlichen Schreck!“ Endlich, am 24. Geburtstage des Bräutigams, am Sonntage Septuagesimä 1797, kam die heißersehnte Vokation ins Pfarrhaus nach *Gäbersdorf*. Am 7. März, dem Sonntag Invocavit, hielt der junge Pastor die erste Predigt vor seiner Gemeinde; der Superintendent *Kunowski* aus Schweidnitz führte ihn in sein Amt ein. Am 26. April stand er mit seiner „geliebten Betty“ vor dem Traualtar.

Die evangelische Gemeinde zu Gäbersdorf hatte in der Schreckenszeit der schlesischen Gegenreformation „jammervolle Jahre, harte Bedrückungen und höchst schmerzliche Erfahrungen“ durchzumachen. Der evangelische Pfarrer *Samuel Emrich* († in Groß-Weigelsdorf) wurde am ersten Weihnachtstage des Jahres 1653 rücksichtslos vertrieben. Er mußte „mitten im Winter, in der Mitternachtsstunde“ fliehen. Die alte evangelische Kirche, ein stattlicher Bau, wurde katholisch. Über 96 Jahre lang war jeder evangelische Gottesdienst verboten⁴⁾. Erst unter dem Zepter Friedrichs des Großen kehrte „der goldene Religionsfriede wieder, und mit ihm Religionsfreiheit“. Seit dem 21. Juni 1750 hatten die Gäbersdorfer wieder ein evangelisches Gotteshaus, wenn auch nur einen kleinen und schmucklosen „Betsaal“. Das Pfarrhaus unterschied sich wenig von einem schlichten Bauernhaus. Der junge Pfarrer, der mit heiligem Eifer an die Arbeit ging, ahnte nicht, daß er sein ganzes Leben lang in Gäbersdorf bleiben sollte. Erst „am 24. November 1857“ hielt sein Nachfolger „Pastor *Julius Rudolph Schiller*, ein junger und liebenswürdiger Mann, zunächst als Substitut cum spe succedendi — seinen feierlichen Einzug“ „und wurde auch kurz darauf feierlich von dem Herrn Superintendent *Stubenrauch* als Pastor installiert.“ Das Tagebuch schließt: „Mit dem 31. März 1859 verließ ich nun auch das alte Pfarrhaus, weil ein neues gebaut werden sollte, und zog in ein gemietetes Quartier, und trat also völlig in den Ruhestand ein. — Es nimmt folglich meine Pensionierung mit dem 1. April 1859 ihren Anfang“. Zwei Jahre und vier Monate später am 25. Juli 1862 entschlief der müde Greis im Alter von 89 Jahren, 5 Monaten und 18 Tagen. In seinem vorletzten erhaltenen Briefe schrieb er am 14. April 1862 mit zitternder Hand an seinen Sohn Gotthold: „Ich wäre ziemlich wohl, wenn nur die Schwäche nicht immer an allen meinen Gliedern täglich zunähme Daß ich mich nach einem süßen, sanften und seligen Ende sehne, kannst Du wohl denken. Doch ist mir dabei ein großer Trost, daß ich ganz von allem Schmerzgefühl bisher bei aller Schwäche befreit gewesen bin, und daß ich hoffen darf, der heilige Geist wohne in meinem Herzen, und gebe mir immer heiligen Mut und heilige Gedanken ein, die ich auch recht tröstend in mir fühle; und so denke ich denn: der bisher half, der hilft weiter, er hält treu, was er verspricht, ich dein Gott verlaß dich nicht! Doch ich schließe, da ich beinahe 3 Tage über diesem Briefe geschrieben habe; und freue ich mich herzlich, Euch, die ich ja alle so herzlich lieb habe, bald wieder einmal auf 2 bis 3 Tage bei mir zu sehen. Der liebe himmlische Vater gebe zu

Allem seinen Segen! . . . Ich aber bin und bleibe unter den süßesten Umarmungen und Küssen Euer Aller ewig treuer Vater Scholz.“

In seiner peinlichen Ordnungsliebe hinterließ der Verstorbene auch genaue Anweisungen für seine Begräbnisfeier und seine Beisetzung in dem von ihm erbauten Erbbegräbnis auf dem Gäbersdorfer Friedhofe, sogar eine Bestimmung über seinen „Anzug im Sarge“. Darin heißt es: „Mein griechisches Testament, das ich immer zum Studieren gebraucht habe und das . . . beiliegt . . . wird mir in die linke Hand gegeben, indem zuvor die Stelle aufgeschlagen wird, die schon bezeichnet ist: Römer 8, Vers 28. „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen“. Auf diesen Vers bitte ich den Zeigefinger meiner rechten Hand zu legen. Es war dieser Spruch mein Wahlspruch von Jugend auf, und ist auch mein Symbolum bis an mein Ende geblieben.“

III. Kriegserlebnisse 1806—1815

Die Kriegserlebnisse der Gäbersdorfer Pfarrerrfamilie Scholz nehmen im Tagebuche einen beachtlichen Platz ein. Mancher, der unter dem erschütternden Eindruck der schrecklichen Erlebnisse der beiden Weltkriege steht, wird die folgende Darstellung vielleicht als „zu dünn“ oder gar als „harmlos“ bezeichnen. Dies Urteil wäre falsch. Für die Menschen jener Zeit, die weder die konventionellen Waffen des 20. Jahrhunderts, noch die moderne Luftwaffe kannten, waren die Kriegserlebnisse, die sie hatten, ebenso schrecklich wie die unsrigen, und die Ängste, die über sie heranbrachen, waren, wenn auch anders geartet, im Wesen doch den unseren gleich. Zudem ist die Schilderung des Tagebuchschreibers erlebnisrecht, anschaulich und herzbewegend; sie erweckt unsere Anteilnahme auch deshalb, weil sie unreflektiert nur festhalten will, wie es wirklich gewesen ist. Zweifellos ist der schlichte Bericht ein wertvoller Beitrag zur schlesischen Heimat- und Kirchengeschichte.

1806

„Im Herbst wars, als ein höchst unglücklicher Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausbrach. Die erste Schlacht, die zwischen beiden Teilen geliefert wurde, fiel den 14. Oktober dieses Jahres 1806 vor, und zwar bei Auerstädt (bei Jena). Und gleich in dieser ersten Bataille wurden die Preußen dergestalt total geschlagen, daß das ganze preußische Heer aufgelöst und zersprengt war. Die Feinde drangen nun mit unglaublicher Schnelligkeit vorwärts, und zwar dergestalt, daß an Weihnachten dieses Jahres schon unsere ganze Provinz Schlesien mit Franzosen nebst Bayern und Württembergern, welche ihre Bundesgenossen waren, durchaus überschwemmt war.

Im Anfang blieb unser Ort immer verschont, weil er — ein großes Glück für Gäbersdorf! — an keiner Hauptstraße lag; allein, endlich kam eine feindliche

Patrouille am 7. Mai ganz unvermutet auch hier an. Es waren Bayern, mit denen man also zum Glück deutsch reden konnte. Sie kamen bei einer schönen mond hellen Nacht, den 22. Dezember 1806, abends gegen 9 Uhr, hier an, und stiegen sogleich vorm Pfarrhause ab und zu uns herein, ehe fast noch jemand im Dorfe wußte, daß Feinde da seien; und hielten zugleich die Haustüre besetzt, damit niemand uns zu Hilfe kommen konnte. So groß die Angst war, so war doch mein Herz ziemlich ruhig und mutig, weil ich schon vorher mit den Meinigen sowohl unsere eignen besten Sachen, als auch die der Kirche, in Sicherheit gebracht hatte, da es mehrere verborgene Örter in meinem Hause gab, die sich sehr bequem dazu benutzen ließen. Ja, ich würde im Vertrauen auf Gott vielleicht ganz angstlos gewesen sein, wenn nicht an dem nämlichen Abend sich auch zugleich die Vorboten der nahen und erstmaligen Entbindung meines guten Weibes eingefunden hätten. Doch stärkte Gott auch diese. Sie vergaß in der Angst jeden Schmerz und half mir treulich mit den Feinden kämpfen, die nichts weniger als meine goldene Repetieruhr verlangten, welche von jemandem war verraten worden, den sie befragt und zugleich die Pistole auf die Brust gesetzt hatten. Wir hatten uns schon vorher auf diesen Fall miteinander beredet und versicherten, daß mir dieselbe bereits von einem andern, der auf der Straße auf mich zugesprengt sei, genommen sei und aus der Tasche gezogen worden. Man schien das zu glauben, allein auch nicht recht, und suchte durch die fürchterlichsten Drohungen sie herauszuholen. Da wir aber stets bei allen ihren Drohungen bei der alten Rede blieben, so ließen sie sich endlich, zumal ich ihnen ein paar Taler Geld anbot, beruhigen und verließen unser Haus.

Doch eine halbe Stunde darauf waren schon wieder einige andere da, pochten schrecklich an die Haustür, schrieten mit gräßlicher Stimme: Aufgemacht! Licht raus! und drangen wieder in die Stube mit der Forderung der Uhr ein. Wir versicherten das vorige! Allein diese waren unmenschlicher und unsere Angst war jetzt wirklich groß. Gewiß würde es diesmal nicht so gut abgelaufen sein, wenn nicht hier Gott selbst ins Mittel getreten wäre, und einem unter den Feinden, der wahrscheinlich auch Gatte und Vater sein mochte und also Mitleid mit der Lage und meiner guten Atala empfand, das Herz stark gerührt hätte. „Laß doch — so sprach er zu dem Unmenschlichsten unter ihnen, der ein Wachtmeister war — laß doch diesen guten Leuten noch etwas, du siehst ja (auf meine Frauweisend) in welcher Lage sie sich befinden, daß sie Geld brauchen!“ Das half wieder, man stand von der Uhr ab und war wiederum mit Geld zufrieden, was ich gern gab, um sie los zu werden. Die ersten hatten 4 Taler, die andern 3 Taler empfangen, denn sie ließen mit sich handeln.

Als sie meine Stube und mein Haus verließen, blieb der Gute, der Menschliche unter ihnen, der jetzt der Schutzengel gewesen war, bis zuletzt; und da er allein mit mir war, entdeckte er mir — ach das Schrecklichste, was diese fürchterliche (obgleich an sich schöne) Winternacht erst mit sich führen sollte, näm-

lich, daß uns diese Nacht noch eine förmliche Plünderung bevorstehe. „Sie sollen — sagte er — in dieser Nacht um Ihre ganzen Sachen kommen; allein, — fuhr er fort — machen Sie Ihre Haustür und alles fest zu, löschen Sie das Licht und machen nicht auf, und wenn sie noch so sehr pochen; wenn Sie nicht folgen und machen auf, so kann ich Ihnen nicht mehr helfen, und Sie kommen um alles!“ — Hierauf machte ich mancherlei Einwendungen, als: man würde schießen; man würde mit Gewalt einbrechen u. s. f. Indes erwiderte er darauf: „er müßte ja wissen, was sie für Ordre hätten, und es würde nicht geschossen werden, ich sollte nur glauben und ihm folgen.“ Er verließ mich hierauf, nachdem ich ihm nur noch mit wenig Worten eine glückliche Reise wünschen, und „Gott lohn's Ihnen!“ nachrufen konnte, schwang sich schnell auf sein Pferd und ich sah ihn nie wieder, den Schutzgeist meines Hauses, den edelsten Menschen unter den Feinden.

Es war mittlerweile 11 Uhr nachts geworden, und sie kamen jetzt wirklich gesprengt über die steinerne Brücke vor der Haustür herauf, mit einem Geklirr und Gerassel, das fürchterlicher war, als jeder nächtliche Einbruch von Räubern ist, um nun zur ernstlichen und totalen Plünderung zu schreiten. Das Licht war ausgelöscht; alles verschlossen, verriegelt und verrammelt; und wir selbst hatten uns auf dem Boden versteckt. Es wurde geklingelt, bis die Klingel an der Haustür riß; dann wurde gepocht und in einemweg geschrien: „Pastor, aufgemacht!“ Man lief und lärmte um das ganze Haus herum, donnerte an alle Fenster und Laden, und es hatte ganz den Anschein, als wenn man nun Gewalt brauchen und irgendwo einbrechen würde. In diesem Augenblick fühlte mein gutes Weib eine große Kälte; der Schreck war mit auf den armen Jungen, der soeben die Welt zu begrüßen wünschte und doch noch nicht durfte und sollte, gefallen, und es war kein Wunder, wenn dies Kind nach wenigen Tagen schon starb. — Allein, statt wirklich einzubrechen, hatten sie sich auf ihre Pferde geschwungen, und in einem Augenblick waren sie fort und zum Dorfe hinaus, daß niemand wußte, wo sie hingekommen waren.

Ach! Dies war eine der angstvollsten Nächte meines Lebens! Gott sei gelobt — auch sie ist vorüber — auch dies wiederum ausgestanden!

Am 24. Dezember 1806 gebar endlich meine gute Atala glücklich ihren ersten Sohn. Sie gebar ihn gleichsam im Angesichte der Feinde, denn es war 11 Uhr Mittags, als ein ganzes Korps Bayern hier durch kamen und mein Haus umringten. Der Offizier verlangte mich schlechterdings zu sprechen. Ich rannte hinaus, stellte ihm meine augenblickliche Lage vor, und er ritt mit seinem Korps ohne weiteres oben zum Dorfe hinaus. So half der Ewige wieder. Doch schon wenige Tage später starb der kleine Theodor urplötzlich an einem Schlagfluß, als wahrscheinliche Folge jenes Schrecks.“

1807

In den ersten Wochen dieses Jahres, wo mein gutes Weib noch als Wöchnerin die Stube hütete, war es nun fast täglich unruhig, und wir brannten meist bei Tage Licht, und hielten Laden und Haustür fest zu, als ob dies Haus leer und verlassen stände; und sind auf diese Art größtenteils recht gut durchgekommen. Da endlich die Blocade Breslaus aufhörte, in dem sich dies ergab; und in wenigen Wochen sich auch Schweidnitz ergeben hatte: so ward es wieder ganz ruhig bei uns, und wir fühlten immer lebhafter, welch ein Glück es für Gäbersdorf sei, an keiner Hauptstraße zu liegen, auch sonst in militärischer Hinsicht eben nicht wichtig und merkwürdig zu sein. O wie wurde mir dieser Ort nun immer noch lieber, der mich und die Meinigen im Kriege schützte, in der Teuerung ernährte und die geliebten Überreste meiner Toten in seinem Schoße barg!

1807, den 9. Juli,

Wurde der Friede zwischen Frankreich, Rußland und Preußen zu Tilsit, einem Städtchen bei Königsberg, geschlossen. Diese Nachricht kam so schnell und unerwartet, daß man sie garnicht glauben wollte; und doch war wirklich Friede, denn es war unserm unglücklichen Könige nichts anderes übrig, als mit jeder Aufopferung den Frieden zu erkaufen.

Fast bis zu Ende dieses Jahres wurden der ganzen Provinz Schlesien, sodaß auch das kleinste Dörfchen nicht ausgenommen war, nun noch die vielen und häufigen und in der Tat aufs Höchste kostspieligen Einquartierungen sehr lästig, wodurch vollends alles ausgezehrt, und der Mangel an Gelde allenthalben merklich wurde; bis endlich auch diese letzte Last glücklich ausgestanden, und völlige Ruhe wieder zurückgekehrt war.

1808

Erst zu Johannis dieses Jahres ergreife ich einmal die Feder wieder, um einige traurige Züge der gegenwärtigen Zeit, bei der ich mich gern nicht lange verweilen will, aufzunehmen. Wir hatten alle geglaubt, daß nach dem Frieden vom 9. Juli vorigen Jahrs, noch zu Ende 1807 die Feinde unsere Provinz wieder verlassen würden. Auch war das der Fall mit einigen Alliierten Truppen, als Bayern und Württembergern. Allein der eigentliche Feind, das heißt die Franzosen, waren alle aus Polen zurückgekommen und hatten ganz Schlesien inne. Da es Friede war, so wurden wir freilich nicht geplündert, allein man zog uns methodice aus, daß uns fast nichts mehr übrig blieb. Daher kam es, daß man schon zu Anfang dieses Jahres auch den geistlichen Stand zur Mitleidenheit anzog, weil kein Geld mehr vorhanden war. Man denke sich nun meine traurige Lage. Die Leute konnten nicht bezahlen; nicht wie gewöhnlich opfern; bei ihren Taufen und Begräbnissen, Heiraten und dergleichen durchaus nichts übriges aufgehen lassen; alles mußte sich aufs äußerste einschränken — folg-

lich sehr schlechte Einnahme für mich, bei meiner ohnehin mittelmäßigen Pfarre. Dazu bekam ich von Zeit zu Zeit noch obenein Einquartierung. So hatte ich Offiziere, Wachtmeister, und selbst einmal eine Zeitlang einen gemeinen französischen Dragoner im Quartier. Jetzt mußte auch mein Reitpferd fort, so mühsam ich es im Kriege selbst vor den Feinden verborgen und glücklich erhalten hatte. Dafür wählte ich die Jagd um Bewegung zu haben mich gesund zu erhalten, und auf eine anständige Art (ohne Kosten) für den Magen zu sorgen. Der Landrat schrieb uns Prediger, die wir jährlich 120 Reichsthaler Fixum (und noch dazu nur in Münze) von der Kirche erhielten, mit 100 Reichsthalern aus, die wir der Gemeinde jährlich auf Einquartierungslasten zu Hilfe geben sollten. Hinzu kam endlich der traurige Geldfall — *das letzte Unglück für den Prediger!* Die Münze fiel nämlich um die Hälfte des Wertes gegen das Curant, und von Letzterem war nichts mehr zu sehen, denn es war Fuderweise nach Frankreich geschickt worden. Der Reichsthaler Courant galt einen Reichsthaler fünfzehn Silbergroschen Münze; 2 Reichsthaler Courant waren 3 Reichsthaler Münze. Wenn man also sauer und schwer z. B. 150 Reichsthaler sich erarbeitet hatte: so waren 50 Reichsthaler davon verloren, und man hatte nur den Wert von 100 Reichsthalern. Wer fühlt nicht, was das für eine Einbuße war — wer fühlt nicht, wie sehr man sich jetzt *einschränken* und *fast alles versagen* mußte, zumal da noch obenein alles — alles ohne Ausnahme enorm teuer war, um nur mit Ehren durchzukommen. — Doch ich traue auf Gott, und hoffe von seiner Güte, die mich so oft schon wunderbar geleitet hat, auch hier das Beste. Wie wohl in diesem Jahre all dies Elend sich nicht um ein Haar breit vermindern wird, da auch durchaus keine Aussicht da ist, daß uns unsere Feinde verlassen würden, sondern die Not eher sich noch vermehren kann: so wird doch der Allgütige bei der größten Einschränkung in unserm Hauswesen, und bei der wirklich unbeschreiblichen Sparsamkeit meines guten Weibes, gewiß helfen.

Mit der französischen Sprache muß man sich, trotz der bedrängten Zeiten, ungeheure Mühe geben, und das Vergessne fleißig nachholen, weil man ohne Parlieren nun nicht mehr fortkommt. Doch eben dabei vergißt man auch wieder diese bedrängten Zeiten. Und da die deutsche und die französische Nation so ineinander verschmolzen sind: so ist die französische Sprache für jetzt und für die Zukunft durchaus unentbehrlich.

1808, den 5. Dezember.

Welche unsägliche Freude für Schlesien! Bis zum heutigen dato haben die Franzosen die preußischen Staaten, folglich auch unsere Provinz, völlig geräumt. Gott der Allmächtige sei herzlich dafür gepriesen! Nun wird doch endlich auch unser sonst so stilles Pfarrhaus der ewigen Einquartierung wieder los werden und zu seiner vorigen Ruhe zurückkehren können! Nicht längst darauf rückten in allen Städten wiederum Preußen ein, und das Ende dieses Jahres war für einen Jeden unaussprechlich froh!!

„Ich hole jetzt kürzlich — nachdem ich erst das Ende des Krieges, den man den heiligen Krieg nannte, weil heilige Rechte der Menschheit waren erkämpft worden, abgewartet habe — die Geschichte dieses ganzen eignen Krieges nach, vorzüglich deshalb, weil derselbe auch für mich ein paar ganz eigne Katastrophen von anderer Art herbeiführte, an die ich mich immer mit Entsetzen zurückerinnern werde.

Das erste war die Flucht, die ich ergreifen mußte mit Weib und Kind — unser Reinhold mußte halb nackend aus der Wiege gerissen und mit fortgebracht werden — es war *periculum in mora!* Das andere war wirkliche Todesangst, die ich einmal ausstand, wegen meiner kurz vorher (auf vielfaches Verlangen) im Druck herausgegebenen Kriegspredigt, wegen welcher ich, falls es die Feinde wußten — und was war denn dem Napoleon wohl in Schlesien unbekannt oder verborgen! — riskieren mußte, von der ersten besten feindlichen Patrouille überfallen, aufgehoben, vor ein Kriegsgericht gestellt, und dann binnen 24 Stunden vom Feinde totgeschossen zu werden! Mehr als einmal hatte ja der schreckliche Tyrann Bonaparte, nach seinem Tigerherzen, schon so gehandelt — das mußte notwendig meinem Gedächtnis sogleich vorschweben! Mich überlief einmal über das andere ein eiskalter Schauer! Hier am Ort war ich nicht sicher!

Es war am Himmelfahrtstage (den 27. May 1813) wo unser Gäbersdorf schon ganz voll war von einer unzähligen Menge Flüchtlingen, die aus dem Liegnitzischen, wo der Feind alles überschwemmt hatte, sich hierhergeflüchtet hatten, weil es nicht möglich war, bei dem wütenden, grausamen Feinde bleiben und aushalten zu können — um ihr und der ihrigen Leben und Gesundheit zu retten, entflohen sie den Tyrannen und überließen ihnen gern Haus und Hof, Hab' und Gut, welches auch viele nicht wiederfanden, indem ihre Häuser, auch wohl fast ganze Dörfer, im Feuer aufgingen, oder ihre vermauerten und vergrabenen Kostbarkeiten ausgespäht und weggenommen worden waren, — mit welcher Empfindung ich diesen Tag meine Himmelfahrtspredigt hielt, vermag keine Feder zu beschreiben!

Gleich nach der Kirche breiteten sich die Russen auf ihrer gräßlichen Retirade — so nannten sie einige russische Offiziere selbst — nach allen Enden hin aus, weil sie auf der Straße nicht schnell genug fliehen zu können glaubten, um nach Schweidnitz zu kommen, wo sich die Armee wieder setzen wollte, um den Feind zu erwarten, — und so ging denn auch die Retirade durch den hiesigen Ort. Das war ein Reiten, Fahren Laufen, Schreien, Durcheinanderrennen — ein Seufzen und Weinen der Geflüchteten — ein Brüllen des Viehes, das durchgetrieben wurde, um ins Gebirge in Sicherheit gebracht werden zu sollen — ein ängstliches Erwarten der Franzosen, die die russisch-preußische Armee schleunigst verfolgten, und die also jede Stunde auch bei uns eintreffen

konnten — ein Lamentieren der hiesigen Einwohner selbst und vorzüglich der Mütter, die nicht wußten, wohin sie mit ihren Kindern und Säuglingen fliehen würden und fliehen könnten, um sicher zu sein — daß einem schon dieserhalb das eigene Herz hätte zerspringen können! — Und wenn wir nun erst an uns selbst dachten, und an unsern vier Monate alten Reinhold — auch Säugling — Gott du weißt, welche schreckliche, noch nie empfundene Angst wir ausgestanden haben! Du weißt aber auch, Allwissender, wie wir auf dich vertraut haben, und wie uns dennoch niemals eine gänzliche Mutlosigkeit übereilte — auch mein gutes Weib war stark genug, durch den hohen Grad von echter Frömmigkeit, die ihrem Charakter so ganz eigen ist, nicht trostlos zu werden, sondern wohl zu überlegen, was am nötigsten jetzt zu tun sei, um so viel zu retten, als in der unbeschreiblichen Kürze der Zeit möglich war, damit wir nach geendigtem Kriege nicht blutarm sein möchten! Wir legten es mit Seelenruhe in Gottes Vaterhände nieder, und seine erbarmende Liebe hat unser nicht ganz vergessen! — Vieles, ungemein vieles ging freilich verloren, aber das meiste, das Kostbarste fanden wir unentdeckt wieder!

Schrecklicher noch, als dieser Himmelfahrtstag war, war die darauf folgende Nacht. Der Lärm und die Retirade ward immer schrecklicher!

Am Freitag früh (den 28. Mai 1813) kam die schreckliche Nachricht: Der Feind sei bereits in Mertschütz, 1½ Meilen von hier, und hause fürchterlich. Dies war früh um 5 Uhr. Nun fing auch hier in unserem Orte fast alles an zu flüchten. Die fremden Flüchtlinge waren schon fort. Uns blieb nichts andres übrig als das Nämliche zu tun. Es wurden schnell noch einige Tischtücher und Handtücher mit einigen Kleidern, Wäsche, Kinderbetten, Geld und Viktualien, soviel sich eben davon fortbringen ließ, zusammengepackt, indem man uns einen Wagen dazu anbot, der soeben schnell mit Lieferung nach Schweidnitz fahren mußte. Und so setzten wir uns denn früh um ¾6 Uhr — ach es war ein kalter Morgen — auf diesen Lieferungswagen. Reinhold hatte sanft bis dahin geschlafen und mußte seiner warmen Wiege nun auch entrissen werden! Dies war sein erstes trauriges Geschick auf Erden. Doch wurde er dem Kinde Jesu gleich, dessen Eltern auch mit ihm fliehen mußten, um vor einem Tyrannen sicher zu sein.

Gegen 12 Uhr kamen wir in Schweidnitz an und nahmen unsre Zuflucht zum Herrn Diakonus Wollgast, wo unser Karl in Pension war. Alles war schon voll von Russen, und demungeachtet kamen noch viele Tausende auf der Heerstraße, und durch alle Dörfer noch nach. Und was das Schlimmste war: auch in Schweidnitz machte sich alles schon geschickt, um ebenfalls auf und davon zu fahren, denn man fürchtete, nächstens die Vorstädte in Brand gesteckt zu sehen.

Sonnabend, den 29. Mai, wollte ich zu Fuß wieder zurückgehen, denn es schien mir unmöglich, am Sonntag nicht predigen zu sollen; ich kam aber durch die Russen nicht mehr durch, und mußte wieder nach der Stadt zurückgehen.

Den 30. Mai 1813, als Sonntag Exaudi, war also in Gäbersdorf kein Gottesdienst. Es war aber auch nirgends welcher, denn nun fingen die Russen, als sie Posto gefaßt hatten, aller Orten an zu plündern, wie wohl sie unsere Freunde waren. Wer hätte da predigen und wer hätte da zuhören mögen! An diesem Sonntage wurde auch unser Ort rein ausgeplündert, und durch das Pfarrhaus wogten die Russen immer scharenweise hindurch, bald von hinten nach vorn und bald von vorn nach hinten hinaus, und was sie fanden, nahmen sie natürlich mit. Man hat uns diesen Tag nachher nicht schrecklich genug schildern können!

Den 31. Mai erhob sich eine schreckliche Kanonade, unfern von Schweidnitz — es war schrecklich zu hören! Nun flüchtete auch dort der größte Teil, nachdem man sich vorher mit den gehörigen Pässen versehen hatte. Auch wir verließen noch diesen Tag, wiewohl es schon 4 Uhr Nachmittags war, Schweidnitz, und zwar jetzt zu Fuß. Das war erst eine Flucht wie sie sein muß, um einem desto grausender und unvergeßlicher zu werden. Ich war den ganzen Tag nach Reisepässen für mich, für die Frau, für Reinhold und Karl und für die Kinderfrau nebst Köchin herumgelaufen; hatte in allen Winkeln der Stadt und Dorfstadt eine Fuhr aufzutreiben gesucht, aber für alles Geld keine bekommen, denn alle waren schon fort, meist nach Böhmen hinüber; und mußte zuletzt doch noch, so ermüdet und erhitzt und abgemattet ich mich durch diese abermalige Angst befand, zusamt den Meinigen eine neue Reise, und nun laufend und tragend, antreten.

Unsere Barschaft, als die Hauptsache auf einer Flucht, nahm ich selbst, so schwer sie mich auch in der ersten Stunde schon drückte. Unsern guten Reinhold, als unser köstlichstes Kleinod, trug die liebende bange Mutter in ihren Armen, durch die Tausende von Russen, durch welche wir uns hindurchdrängen mußten, immer glücklich und wohlbehalten hindurch, so schwer ihr auch übrigens diese geliebte Last wurde. Karl trug das kleinste Bündel mit Sachen, die Kinderfrau zwei große Pakte, einen vorn und den andern hinten. Und die Köchin, als die Stärkste, fuhr auf einer Radkarre, die wir uns geborgt hatten, unsere übrigen Habseligkeiten.

So war denn freilich die Reise sehr beschwerlich; aber — Not bricht Eisen. Es mußte gehen — und darum gings!

Wir kamen nun bis nach dem Dorfe Breitenheyn, und die Nacht brach herein — auch hatten wirs genug. Ich ging in den nächsten Bauershof, bat um ein Nachtquartier und wurde, da ich mich entdeckt hatte, wer ich war, willig und gern aufgenommen. Er und Sie waren gute Menschen — es war ein gewisser Bauer Hilscher. Viele Geistliche, wie wir hier erfuhren, waren schon durchgereist; und eine Menge flüchtiger Menschen und Tiere aller Art bedeckte die Straße.

Unser Abendessen war trockenes Brot — unser Lager ein Gebünd Stroh ohne Kopfkissen, ohne Decke. Nach unsäglicher Mühe trieben wir eine elende Wiege auf für unsern Reinhold. Doch war für diesen so wenig, als für uns selbst Ruhe und Schlaf möglich. Denn die an sich schon kleine Stube der guten Leute war von Flüchtlingen vollgepfropft und gestopft — dabei ein höchst übler Geruch die ganze Nacht hindurch!

Den 1. Junius in aller Frühe, nach einem elenden Frühstück, setzten wir unsere Reise weiter fort. Wir hatten Wüste-Waltersdorf zum Ziel unserer Flucht, wenigstens vor der Hand bestimmt. Ich war in jener Gegend, das wußte ich, wie unter meinen eignen Kirchkindern wohl aufgehoben, weil ich durch einige dort gehaltene Predigten mich bei vielen beliebt und unvergeßlich gemacht hatte. Wir kamen aber nur bis Hausdorf, was jedoch nahe davon liegt und schon zu jener Parochie gehört; und konnten abermals nicht weiter fort. Die Reise war zu beschwerlich. Wir gingen ins nächste Haus.

Es war der Webermeister Riesner, ein wohlhabender Mann, ein geräumiges Haus. Sie und ihre erwachsene Tochter freuten sich ungemein, uns aufnehmen zu können; denn nach wenigen Augenblicken erkannte mich die Frau Riesner wieder — und nun ging eine bessere Zeit auf der Flucht für uns an. Wir hatten gutes Essen und schöne Betten, weil hier noch niemand seine Sachen bis auf das letzte Stück eingepackt hatte.

Bald war es auch in der Mangel des Herrn Schneider, die nicht weit von diesem Hause steht, erschollen, daß ich mit Frau und Kind hier angekommen sei. Sogleich kamen auch diese eiligst herbei und baten uns so dringend, zu ihnen zu kommen, daß wir nicht zu widerstehen vermochten; zumal da sie unsere Sachen schon wieder von hier weg und in ihr Haus bringen ließen. Die gute Riesner — weinte vor Schmerz. Mir fielen dabei die Tränen ein, die viele Gutesinnte in Gäbersdorf weinten, da sie auch mich flüchten sehen mußten, wie alle meine benachbarten Amtsbrüder bereits geflüchtet waren. Mein Herz blutete abermals, wie es in Gäbersdorf geblutet hatte, als ich von meiner Gemeinde scheiden mußte; ich konnte ja nicht wissen, daß es nur einige Tage — nur über den einzigen Sonntag Exaudi nötig sein würde.

Und so wohnten wir denn fortan in der großen Mangel in Hausdorf und haben von Herrn und Frau Schneider viel Liebe und Freundschaft genossen.

Den 2. Junius besuchte ich einige Freunde in Wüste-Waltersdorf. Ach, die Reicheren und Vornehmeren sind selten die Besseren!! Man erkennt einen Freund in der Not! Glaubend, ich komme mich nach einem Quartier zu erkundigen, war jemand sogleich bereitwillig, mir — für Geld, für wirkliche Miete, ein Quartier verschaffen zu wollen. Allein ich antwortete: daß nicht der Mangel eines Quartiers, sondern mein frei und gastlich gesinntes Herz mich bloß auf einige Augenblicke zum Besuch hierher bringe, indem ich so nahe sei

— daß ich übrigens jedoch schon eine rechte hübsche Stube in Hausdorf bewohne und mich mehr als einer aufzunehmen bereit gewesen sei — ohne Geld.

Den 3. Junius erhielt ich durch einen Expressen ein Schreiben von Hause des Inhaltes; es hätten sich 3 Gesandte in mein Haus einquartiert und diese ließen mich bitten, wieder zurückzukommen, auch versicherten sie, daß ich nichts befürchten sollte. — Wem war dies lieber als mir? Ich sehnte mich zu sehr nach meiner geliebten Gemeinde zurück, von der ich doch erst einige Tage getrennt war. — Meine Frau und Reinhold wußte ich übrigens gut dort aufgehoben und versorgt. Ich für meine Person glaubte mich wohl etwann durchzuschlagen, sollte es auch auf einem anderen Dorfe oder in einem anderen Hause sein! Und so machte ich mich denn schleunigst in Gesellschaft jenes expressen Boten auf die Füße. Karl ging auch wieder mit bis nach Schweidnitz zurück.

Die drei benannten Personen waren: der General-Lieutenant von Kleist preußischer-Seits; der General-Lieutenant Graf v. Schuwalow russischer-Seits; der Herzog von Vicenza, Graf von Caulaincourt, französischer-Seits.

Sie waren am 1. Juny (1813) sämtlich hier angekommen, wechselten ihre Vollmachten gegeneinander aus und unterhandelten wegen einem zu schließenden Waffenstillstande, der auch wirklich erfolgte. Dies alles geschah im hiesigen Pfarrhaus, in der gewöhnlichen Wohnstube. Den 4. Juny kam ich hier glücklich an, nachdem ich mich zuweilen mit wirklicher Gefahr dennoch auf tausenderlei Seitenwegen durchgeschlagen hatte, um den starken russischen Piquets, die nichts durchließen, zu entkommen. Dabei hatte ich mich in Rauske verweilt, um mich dort sehen zu lassen, daß ich schon wieder da sei; hatte auch die vergangene Nacht bei dem Bauer Samuel Klein geschlafen, und die Gesandten waren mittlerweile wieder abgegangen. — Die feindlichen Trommeln wirbelten in insweg in der Nähe; einen Büchenschuß hinter meinem Hause standen die Franzosen und exerzierten; in Lederose, Dromsdorf, Lohnig usw. war alles voll — mit einem Wort: es war durchaus nicht ratsam, zu bleiben; ich ging noch den nämlichen Tag wieder bis Schweidnitz zurück.

Den 5. Juny wußten wir in Schweidnitz, daß eine zweiwöchentliche Waffenruhe wirklich gewiß sei. Flugs ging ich wieder nach Gäbersdorf zurück, statt daß ich zu den Meinigen nach Hausdorf gehen wollte. So lagen mir mein Amt und meine unglücklichen trostlosen Kirchkinder am Herzen. — Diesmal suchte ich mich über Lüssen nach Hause zu schlagen, um auch diesen Ort meiner Kirchfahrt besucht zu haben.

Wie sich die Menschen schon dadurch, daß sie mich in ihrer Mitte so unverhofft wieder sahen, getröstet und aufgerichtet fühlten, und wie sie herbei eilten, mich zu sehen und zu sprechen, wird mein Herz nie vergessen!

Den 6. und 7. Juny waren die beiden, ach so traurigen Pfingstfeiertage! Der Gottesdienst war natürlich sehr kurz, doch hielt ich an beiden Tagen Gottes-

dienst. Nirgends in der Nachbarschaft ward welcher gehalten, denn noch nirgends hatte es ein Geistlicher gewagt, zurückzukommen. Ich habe daher meine Nachbarn mit Taufen und Begräbnissen selbst vertreten.

Den 8. Juny, als den letzten Feiertag aber, wünschte ich zu sehnlich, nun auch die geliebten Meinigen einmal wiederzusehen. Und obwohl ich mich schon größtenteils zuschanden gelaufen hatte, indem ich 4–5 Meilen immer zu Fuß gegangen war; so wagte ich es doch heute wieder; machte mich im Vertrauen auf Gott auf und kam wirklich (ohne unterwegs Mittag gemacht zu haben) nachmittags um 5 Uhr glücklich in der Mangel wieder an. Jetzt hatte indes mein Körper, der einige Tage nichts Warmes genossen und niemals die gewohnte nächtliche Ruhe gepflegt hatte, dabei über seine Kräfte gelaufen war, allerdings sehr gelitten.

Den 9. und 10. Juny konnte ich daher kaum aus dem Bette aufstehen. Den 11. Juny wurde von mir, da ich sah, daß es nun im Waffenstillstande etwas ruhiger geworden war, besonders in Schweidnitz, eine Fuhre gedungen, auf der ich die Meinigen wieder bis nach Schweidnitz zurück brachte und sie nun wieder bei meinem Freunde W. zurückließ. Daran war indes freilich noch nicht zu denken, sie ganz schon wieder heim holen zu können; denn hier war es wegen der Nähe des Feindes, der täglich zwischen Gäbersdorf und Lohnig usw. exerzierte, noch sehr gefährlich. Auch war von Schweidnitz bis zu uns heraus ein Lager an dem andern, bald Preußen, bald Russen; und des Nachts viel tausend Wachtfeuer. Niemand wurde durchgelassen; immer eine Vorpost an der andern — ein Piquet am andern — und eine Menge Patrouillen, denen man begegnete. Man mußte sich, wenn man auch Pässe hatte, nur auf Schleichwegen durchschlagen; mußte oft durchs hohe Gras gehen und sich gleich einem Deserteur verstecken und war doch niemals ganz sicher, weil die Russen auch das Getreide durchritten und ausspähnten.

Mittlerweile war auch unser gutes Kind, unser Reinhold, wirklich recht krank geworden, und wir sahen uns genötigt, einen Arzt in Schweidnitz anzunehmen. Dieser gab zur Ursache der Krankheit an: die mehrmalige große Angst, die die gute Mutter auf der Flucht ausgestanden hatte; und die durchs Laufen auf der Reise stark erhitzte Muttermilch, die äußerst nachteilig sei. — Mithin wieder neue Angst für uns, dies Kind in der Fremde erkranken oder vielleicht sterben sehen zu sollen. — —

Den 12. Juny mußte ich Mutter und Kind wieder verlassen, und mich mit der größten Gefahr wieder durchzubringen suchen, um heimzukommen, weil ich morgen doch gern wieder Gottesdienst zu halten wünschte. Es gelang auch wiederum.

Den 13. Juny, am Trinitatis-Feste, Gottesdienst gehabt — die Kirche war wieder voller, als bisher — allen nur um Trost bange — — —!

Am Abend dieses Sonntages aber war es, als ich einen Brief von der Post erhielt, mit gedruckten Sachen von Herrn Korn (in der Zeitungs-Expedition) in Breslau. Ich erbreche ihn, und finde — meine gedruckte Predigt! — Auf Königs Befehl war durchs ganze Land diese Predigt bei der Eröffnung des Krieges gehalten und nachher viele derselben gedruckt worden. Das war auch von mir geschehen, wiewohl auf Verlangen der Herrschaften und vieler andrer Mitglieder. Dies alles war den Feinden nicht unbekannt geblieben; daher behandelten sie die Geistlichen, wo sie einen antrafen, vorzüglich schlecht und grausam. — Nun denke man sich jetzt, da die Feinde so nahe waren, daß selbst französische Patrouillen mehrmals hierher kamen, meine Verlegenheit — ja meine Todesangst, in der ich mich befand. Und ich kann sagen, an diesem Abend habe ich empfunden, was Todesangst heißt!!!

Den 14. Juny fand ich eine Gelegenheit nach Breslau. Diese benutzte ich sogleich, um mitzufahren und Herrn Korn meine Angst zu klagen, da sich derselbe mit mir in gleicher Verlegenheit — und mehr noch als ich — befand, weil er eine Menge Schriften der Art gedruckt und verlegt hatte. — Dieser war aber — so sagte mir zum größten Trost sein Pastor — bereits von Breslau abgereist, war nach Böhmen gegangen und hatte alle ähnlichen Schriften mit sich genommen oder sonst verborgen. Auch war meine Predigt zum Glück noch nicht in den Buchhandel gekommen und also gänzlich unterdrückt worden — dies alles eine große Beruhigung für mich! Noch heute dankt mein Herze dafür dem Allerbarmer, der mich so wunderbar herausgerissen hatte. Aber schier verredet hatte ich's auch von diesem Augenblick der Todesangst an, je wieder eine Feder für den Druck eintauchen und gebrauchen zu wollen! Den 15. Juny reiste ich wieder zurück, wagte es aber doch nicht, in meinem Hause, das ohnehin schon zerstört war, zu wohnen, und hielt mich im Schulhause auf, wo ich auch oben auf dem Boden mir eine Schlafstätte hatte zubereiten lassen.

Aus dieser Angst herausgerissen, hätte ich nun gern gewußt, was mein kranker Reinhold mache, konnte aber nicht mehr nach Schweidnitz kommen, denn die Vorposten waren sehr verstärkt, auch schon ein paar Menschen erschossen worden, die sich hatten durchschleichen wollen und von den Kosaken waren eingeholt worden.

Den 16., 17., 18., 19. war ich also wieder bei meiner Gemeinde — mein krankes Kind konnte indeß gestorben und begraben sein — das wußte ich nicht! — So folgte in dieser Schreckensperiode immer eine Angst der andern auf dem Fuß nach!!

Den 20. Juny nach geendigtem Gottesdienst hatte ich keine Ruhe mehr in Göbersdorf — mein Herz trieb mich zu den Meinigen und sollte ich das Äußerste wagen!

Ich war so glücklich, eine Fuhr zu erhalten, die mich bis hinter Striegau brachte, und die dann wieder zurückfuhr. In Striegau bat ich um einen Paß und ersuchte den russischen Kommandanten durch seinen Dolmetscher, mir denselben zu unterschreiben. Dies gelang — ich kam wohlbehalten zu den Meinigen, und fand meinen Reinhold vollkommen gesund!

Dies war die allergrößte Freude, welche die gütige Vorsehung meinem so oft geängstigten Herzen in dieser unvergeßlich grausenvollen Zeit gewährt hat! Noch jenseits werde ich ihr für diese unbeschreibliche Wonne, die meinem Vaterherzen ward, innigst gerührt danken!!

Den 21. Juny blieb ich in Schweidnitz. Den 22. Juny aber dung ich eine Fuhr daselbst und brachte die Meinigen, durch Hülfe jenes Passes, glücklich wieder nach Gäbersdorf heim.

Im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die uns bis hierher beschützt hatte, wollten wir es wagen, wieder beieinander in unserm Hause beisammen sein und wohnen zu wollen und ruhig zu erwarten, was nach geendigtem Waffenstillstande weiter unser Los sein würde!

Und dies war unerwartet glücklich! Die Feinde wurden zurückgeschlagen — immer eine glänzende Schlacht nach der andern gewonnen — und die Ruhe war schnell genug wieder hergestellt.

Nun kommen aber neue Leiden mit der Errichtung der Landwehr und des Landsturms!

Nicht genug, daß die sogenannte Landwehr und der sogenannte Landsturm in diesem erschrecklichsten und blutigsten Kriege aufgerichtet wurde, welches in keinem Kriege vorher geschehen war, diesmal aber in der Tat nötig wurde, um den allzu mächtig gewordenen Tyrannen zu besiegen: sondern das Schlimmste war, daß nun kein Mensch mehr sicher war, daß auch er noch gegen den Feind würde ausziehen und sein Leben aufopfern müssen. Die Landwehr ging bis zu dem Alter von 40 Jahren. Und der Landsturm bis zu dem Alter von 60 Jahren. Mithin war kein Bauer, kein Wirt, kein Familienvater sicher, mit weggenommen zu werden. — Ja, man ging soweit, daß man sogar die *Geistlichen* zwingen wollte, die Waffen zu tragen; denn vom Landsturm sollte nun schlechterdings kein Mensch unter 60 Jahren befreit und ausgenommen sein.

Daher geschah es, daß ich wirklich auch zum Rittmeister vom Landsturm ernannt wurde — wiewohl nur eine kurze Zeit — und daß man mir ein gutes Pferd zu diesem Behuf gab und auszeichnete, weil man wußte, daß ich wohl beritten war, nur leider ein eigenes Pferd mir nicht mehr halten konnte. — Desgleichen wurde ich zum Post-Direktor des Landsturm-Postwesens bestimmt und hier in meinem Hause eine Post etabliert; welchen Umstand ich aber

benutzte, um meine Entlassung als Rittmeister dadurch zu bewirken, indem ich erklärte: daß ich nicht drei Ämter gleich gewissenhaft zu verwalten im Stande sei, um als Rittmeister, als Postdirektor und als Prediger zu arbeiten; auch meine Kräfte durchaus nicht zu dem allen hinreichten; ich aber mein geistliches Amt am wenigsten könnte und würde dadurch leiden lassen; und es mir endlich auch durchaus unvereinbar schiene, *mit der nämlichen Hand, mit welcher ich die Sakramente verwaltete und ausspendete, auch wiederum die Waffen zu führen!*

Da indes Gott uns mächtig beistand und die Feinde endlich nun bis an den Rhein zurückgedrängt waren, so behob sich auch das Postwesen und alles übrige von selbst.

Die Geistlichen wurden jetzt nicht weiter mehr angefochten, als Militärs zu dienen; und auch ich atmete wieder froher!

Endlich wurden, nachdem ganz Deutschland gemeinschaftliche Sache gegen Napoleon Bonaparte gemacht hatte, auch außer Rußland noch Schweden und mehrere andere uns beistanden, die Feinde auch über den Rhein geworfen. Nach einer Menge blutiger Schlachten drangen wir endlich bis Paris vor; hielten als Sieger den 31. März 1814 einen glänzenden Einzug daselbst; und am 30. May 1814 ward zuletzt der ehrenvollste Friede, ebenfalls zu Paris, geschlossen und unterzeichnet!“

Doch schon im folgenden Jahre, noch ehe man in Gäbersdorf das Friedensfest gefeiert hatte, entbrannte der Krieg von neuem. Wieder hatte man unter Truppeneinzügen schwer zu leiden. „Ach, soll denn unser ganzes Leben unter Krieg und Elend dahin fließen? — Gütiger Gott! Erbarm dich unser! Und schenk' uns abermals Sieg gegen unsre Feinde! — Zuletzt wirst du es wohl machen!

Gott hats getan! Bonaparte ward schnell besiegt, und noch in diesem Jahr ward Friede! Er wurde auch zu Paris geschlossen den 20. Nov. 1815.“ „Den 18. Januar 1816 ward das allgemeine Friedensfest gefeiert, welches auch hier feierlich vollzogen wurde.“

IV. *Amtstätigkeit*

Die Amtstätigkeit eines Landpfarrers ist in ihren Grundzügen bekannt. Die Verkündigung des Wortes Gottes in Gesetz und Evangelium, nicht nur an den Sonn- und Festtagen, sondern auch in Wochengottesdiensten und Betstunden, die Verwaltung der heiligen Sakramente Taufe und Abendmahl, die Amtshandlungen am Traualtar und am Sarge, der Konfirmandenunterricht, die Seelsorge an Kranken-, Siech- und Sterbebetten, sowie die Erledigung mannigfacher Verwaltungsgeschäfte —, all das bedarf an dieser Stelle nur

einer Erinnerung. Die Vorstellung, das ländliche Pfarrhaus sei zur Zeit unserer Groß- und Urgroßväter ein „Idyll“ gewesen und ein Landpfarrer habe in der „guten, alten Zeit“ ein beschauliches und friedliches Leben geführt, ist zwar weit verbreitet, aber in mehr als einer Hinsicht ein Irrtum. Das Leben im Gäbersdorfer Pfarrhaus war, wie sich aus dem Tagebuch und den Briefen unseres C. G. Scholz ergibt, nicht nur „ausgelastet“ durch „ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß“ (Luk. 6,38) an Arbeit, sondern auch belastet durch viel Kummer und Herzeleid, in den ersten Amtsjahren auch durch schwere Enttäuschungen in der Gemeinde, die sogar den Wunsch nach einem Stellenwechsel erweckten. Daß C. G. Scholz sein Pfarramt 62 Jahre lang bis ins hohe Greisenalter geführt hat, ist staunenswert und eine außergewöhnliche Gottesgnade, die er immer wieder dankbaren Herzens rühmt und preist.

Bemerkenswert ist, daß C. G. Scholz während seiner langen Amtszeit so gut wie keinen Urlaub nahm. Wir lesen nur von kleinen Ausflügen ins Gebirge und von kurzen Fahrten nach Breslau, Striegau und Schweidnitz, um Geschäfte amtlicher oder persönlicher Art persönlich zu erledigen. Vom 30. Juli bis zum 9. August 1832 war „eine große Gebirgsreise in 11 Tagen und 10 Nächten“, die der Vater mit seinen Söhnen Carl und Gotthold und seiner Schwiegertochter Ulrike unternahm. Man legte zu Wagen „ohngefähr 36 Meilen“ zurück. Im Sommer 1835 gebrauchte C. G. Scholz in Warmbrunn die Badekur. Ein Brief vom 8. Juli 1835 enthält ein hübsches Zeitbild: „Ich bade im kleinen Bassin früh von 5—6 Uhr, in angenehmer und froher Gesellschaft von 14 Personen, teils adelig, teils bürgerlich, aber alle in bedeutenden und hohen Ämtern stehend, und die Unterhaltung geht oft in das Wissenschaftliche über“. Die weiteste Reise, die C. G. Scholz wagte, geschah seinem ältesten Sohn Carl zuliebe, den er am 10. August 1828 in Hammerstein in Westpreußen traute. Am 1. August verließ er Gäbersdorf, und am 21. August war er wieder daheim.

Das Kirchspiel Gäbersdorf⁵⁾ umfaßte die Dörfer Ober- und Unter-Gäbersdorf mit Neumühle, Diesdorf, Taubnitz, Förstchen, Lüssen und Rauske. Laut Ortslexikon hatte Gäbersdorf im Jahre 1910 mit dem dazu gehörigen Gutsbezirk 840 Einwohner. Die Gesamtzahl der *evangelischen* Gemeindeglieder des Kirchspiels dürfte bis zum Jahre 1862 schätzungsweise etwa 1500 bis 1800 betragen haben. Die Hausbesuche in diesem zertragenen Kirchspiel erforderten weite, im Winter oft beschwerliche Wege, auch wenn C. G. Scholz viele Jahre lang ein Reitpferd halten konnte.

Der Gäbersdorfer Pfarrer war als Schulrevisor auch für das Schulwesen seines Kirchspiels verantwortlich und der Vorgesetzte der Lehrer. Je eine Schule mit je einem Lehrer gab es in Gäbersdorf, Lüssen und Rauske. Jahr für Jahr hatte der Pfarrer „ungeheuer lange Schulprüfungsberichte“ (Brief vom 17. 4. 1850) zu erstatten. Viel Arbeit brachten ihm die Schulneubauten: in Gäbersdorf 1816 bis 1819 und 1848 bis 1849, in Lüssen 1822, in Rauske 1810 bis 1811⁶⁾.

Dem Gotteshaus widmete C. G. Scholz besondere Liebe. Wenige Jahre nach seinem Amtsantritt wurde der 1750 erbaute „Betsaal“ anlässlich des 50jährigen Jubelfestes der evangelischen Kirchgemeinde „durch Staffirung (= Ausmalung) ungemein verschönert. Kanzel und Altar erhielten neue Bekleidungen; das frühere, alte Orgelwerk ward verbessert, und da es an allen musikalischen Instrumenten noch mangelte, so wurden auch diese sofort beschafft“⁷⁾. „Seit dem Jahre 1825 fing unerwartet der bauliche Zustand des Betsaals an bedenklich zu werden“. „1840 in der Nacht vom 23. zum 24. Januar erschütterte ein heftig wütender Sturm dieses Gebäude in seinen Grundlagen“, so daß es für den Gottesdienst geschlossen werden mußte. Fortan wurde der evangelische Gottesdienst in den katholischen Kirchen von Gäbersdorf, Lüssen und Rauske gehalten. Die Grundsteinlegung der neuen evangelischen Kirche in Gäbersdorf fand am 6. April 1841 statt „und am 25. September 1842 (am 18. Sonnt. nach Trin.) konnte die feierliche Einweihung des Gotteshauses durch den Generalsuperintendenten *Ribbeck* aus Breslau und den Superintendenten *Thilo* aus Striegau vollzogen werden⁸⁾. Erst zum 100jährigen Kirchenjubelfeste 1850 konnten die drei von der Patronatsherrschaft und von „Wohltätern“ geschenkten Glocken aufgezogen werden⁹⁾. Wieviel Freude, aber auch wieviel zusätzliche Arbeit erwachsen dem Pfarrer aus diesen Kirchbauten! Er gehörte auch zu den „Wohltätern“ der Kirche, für die er 1842 den Taufstein stiftete.

An wichtigen kirchlichen Ereignissen, die im Kirchspiel Gäbersdorf die Herzen bewegten, ist zu erwähnen, daß am Erntedankfest 1802 „das neue Breslauer Gesangbuch glücklich und ohne alles Widerstreben eingeführt“ werden konnte. — Am 31. Oktober und 1. November 1817 wurde das 300jährige Reformationsjubiläum „auf die ausgezeichnete Weise gefeiert. Bei dieser Gelegenheit — so berichtet das Tagebuch — kam eine Sammlung von 289 Reichstalern und 24 Silbergroschen zu stande, zu welcher auch ich, und außer mir auch wieder mein gutes Weib besonders beigetragen hatten — denn ich meinte immer, mit dem Predigen allein sei es nicht abgetan, sondern der Geistliche müsse auch mit guten Beispielen selbst vorangehen“. In dieser Gesinnung stiftete C. G. Scholz in den Jahren 1839, 1844 und 1845 der Kirchgemeinde drei Legate, jedes in Höhe von 100 Reichstalern, ein Kirchen-, ein Schul- und ein Armenlegat.

Die neue Unions-Agende, die Friedrich Wilhelm III. 1816 ausgearbeitet hatte und 1821 allen Gemeinden des Königreichs „empfohl“, erweckte in Schlesien bei vielen Lutheranern heftigen Widerspruch. Sie erschien 1829 mit Zusätzen für Schlesien und wurde, wie von fast allen Pfarrern, so auch von C. G. Scholz im Gehorsam gegen den König angenommen. Die schweren und schmerzlichen Kämpfe um das Luth. Bekenntnis und die Unions-Agende in Breslau, die zur Begründung einer Ev.-Luth. Freikirche führten, wurden auf der Gäbersdorfer Kanzel nur als „kirchliche Zerwürfnisse unsrer Zeit“ erwähnt mit dem Wunsche, daß sie der Gemeinde „immerdar fern bleiben“ möchten. „Wir wollen

Gott fürchten und den König ehren. Wir wollen gehorchen ohne Zwang der Obrigkeit, die von Gott eingesetzt ist und Gewalt über uns hat“ — sagte C. G. Scholz in seiner Kirch-Visitations-Predigt am 25. Oktober 1835, nachdem im Frühjahr 1835 die lutherische Synode in Breslau getagt hatte, um „in umfassender Weise die Versorgung der treu gebliebenen Lutheraner zu ordnen“¹⁰). Im Sommer 1851 hatten die evangelischen Geistlichen Schlesiens „wegen der neuen kirchlichen Gemeinde-Ordnung“ „namentlich mit der Ausarbeitung der Statuten“ „viel Arbeit und Schreiberei“ (Brief vom 22. VII. 1851).

Über das Dienst Einkommen des Gäbersdorfer Pfarrers ließ sich nur feststellen, daß er aus der Kirchkasse jährlich 120 Reichstaler Fixum zu erhalten hatte, dazu kamen die Stolgebühren für die Amtshandlungen, die vermutlich dieselbe Höhe erreichten. Ein Pfarrgut gab es nicht, nur einen Garten, in dem ein Ziegenstall stand. Später hielt Pfarrer Scholz eine Kuh, die ihm „alle Wochen bis 15 Silbergroschen“ einbrachte (Brief vom 14. II. 1849). Das Gesamteinkommen dürfte den Betrag von 240 Reichstalern kaum überschritten haben, es war nur zeitweise in Kriegs- und Teuerungszeiten¹¹) geringer. Gleichwohl hatte C. G. Scholz auch dann nicht über wirtschaftliche Sorgen zu klagen, denn er besaß ein kleines Vermögen, dessen vorteilhafte Anlage er mit sachverständigen Freunden, später auch mit seinen erwachsenen Söhnen besprach. Am 30. Dezember 1848 schreibt er an seinen Sohn Gotthold: „Aber noch besser ist's, daß ich ein Paar tausend Taler von meinem alten, frommen Vater hatte, so wie die gute selige Mutter von dem ihrigen; denn ich habe mehrmals in meinem langen Leben gesehen, daß es in einem Hause, wo der Mann (bei aller amtlichen Einnahme) wenig, und die Frau gar kein Vermögen besaß, immer kümmerlich, und in schlechten Zeiten, die nie außen bleiben, höchst bedrängt zugegangen ist, so daß der Kummer wohl oft die heißesten Tränen auspreßte; wo aber neben dem Amt und Berufe noch einige Hundert Taler Zinsen waren, da war doch die Familie vor eigentlichem Mangel geschützt. Das Letztere war auch bei uns der Fall, und ich werde Gott ewig dafür danken, daß er uns ein kleines Vermögen verliehen hatte; bitte aber auch kindlich, daß er es mir und meinen Lieben ferner erhalten und als einen Notpfennig in Gnaden bewahren wolle“.

Zu seiner Patronatsherrschaft¹²) hatte C. G. Scholz im allgemeinen ein gutes Verhältnis. Nur in den Jahren 1799 bis 1803 mußte er mit dem Patron Andreas Ludwig *Freiherrn von Richthofen* wegen eines Pfarrackers einen langwierigen Prozeß führen, der am 28. Februar 1801 von der Kgl. Oberamtsregierung in Breslau zu seinen und seiner Amtsnachfolger Gunsten entschieden wurde. Wir lesen im Tagebuch: „Das war mein erster, und nicht kleiner — aber Gott gebe! — auch mein letzter Prozeß, den ich glücklich ausgeführt, und durch den Herrn Hof- und Criminalrat *Ludwig* in Breslau so schön beendet hatte. Herzlicher Dank dafür dem Geber alles Guten, der durch diesen gewonnenen Prozeß die Revenüen des jedesmaligen Parochi zu Gäbersdorf so gut,

als um die jährlichen Interessen von 1200 Reichstalern Kapital vermehrt hat!“ Baron von Richthofen aber legte Berufung ein. Schließlich kam es zu einem von der Regierung vorgeschlagenen Vergleich. Unter dem 28. September 1803 lesen wir im Tagebuch: „Somit war ich auf einmal von einer großen Last entledigt, von der zuletzt die Kenntnisse, die ich im juristischen Fache mir eingesammelt hatte, das Beste waren. . . . Aber nie wieder werde ich einen (Prozeß) führen, denn es gehört zu viel jugendliche Kraft, Munterkeit, unverdrossene Tätigkeit, Nachtwachen und strapazierende Reisen dazu, welches alles ich mir jetzt nicht mehr zutraue“.

Außer den beiden Kirchen-Jubelfesten 1800 und 1850 durfte C. G. Scholz sein 50jähriges und sein 60jähriges Amtsjubiläum feiern. Der Jubilar selbst berichtet im Tagebuche über das Goldene Jubiläum am 20. November 1845: „So gern ich es in aller Stille mit meinem Gott und Vater, tief gerührt und innigst dankend, verlebt hätte, so sprach sich doch der Wunsch nach einer öffentlichen und kirchlichen Feier so allgemein aus, daß ich wohl die herzliche Liebe und Anhänglichkeit, die ihren Gefühlen auch nach außen hin einmal Luft machen wollte, nur zu bald zu erkennen vermochte. Und in der Tat, feierlicher und schöner kann wohl ein so seltenes Jubelfest nicht begangen werden, als es hier auf alle Art und von allen Seiten her geschah.“ „ . . . O dieses Jubelfest verdient wohl durch eine kleine mildtätige Spende an die Armen und Kranken alljährlich an diesem Tage im gesegneten Andenken erhalten zu werden.“¹³⁾ Dr med. Gotthold Scholz, des Jubilars jüngster Sohn, ließ anlässlich des Jubiläums ein Bildnis seines Vaters im Amtsornat lithographieren. Auf dieser Lithographie ist „des würdigen Mannes Brust“ mit dem roten Adlerorden IV. Klasse „geschmückt“, der ihm „als Zeichen ehrender Anerkennung so beharrlich treuen, segensreichen Wirkens höchsten Orts verliehen“ wurde. C. G. Scholz hatte durch den ihm befreundeten Superintendenten bereits vor dem Jubiläum erfahren, daß diese Ordensverleihung „wahrscheinlich“ bevorstünde, und deshalb seinem Sohne am 28. August 1845 geschrieben: „Obwohl mich nun dies nicht um einen Grad glücklicher macht, so muß ich ihn (den Orden) doch natürlich annehmen, und dann müßte derselbe doch auch lithographiert sein. Vorher läßt sich derselbe doch aber nicht lithographieren, weil es ja auch ein möglicher Fall ist, daß ich denselben nicht bekomme, was mir eben so gleichgültig ist“. Diese des Humors nicht entbehrenden Worte verdienen der Nachwelt erhalten zu bleiben!

Aus vielen Bemerkungen im Tagebuche und in den Briefen dürfen wir schließen, daß die Amtstätigkeit des noch im hohen Alter rüstigen Gäbersdorfer „Pastors jubilaris“, wie er auf der 1850 in Hirschberg gegossenen „Kleinen Glocke“ genannt wird, nicht vergeblich blieb. Er selbst stellt im Vorwort des Jubelbüchleins seiner „herzlich geliebten Gemeinde“ das Zeugnis aus, daß in ihr „ein frommer und echter Christussinn“ . . . „bei allen Stürmen und Wirren der Zeit“ . . . „der vorherrschende bei Höheren und Niedern gewesen und geblieben ist“.

V. Familienleben.

In seinem Familienleben hatte C. G. Scholz sehr viel Schweres zu erdulden. Wenn er in seinem Tagebuche schrieb: „Mein Leben ist ein amalgamierter Zustand von Kriegselend und Todeskämpfen — von Kriegsangst und Leichenbegängnissen“, so ist das keine Übertreibung, was seine Aufzeichnungen bis zum 16. Juli 1815 beweisen. In den Jahren 1802 bis 1815 verlor er nach fünf Ehejahren seine Gattin Rahel *Elisabeth*, geb. *Schenk*, die am Kindbettfieber nach der Geburt des vierten Kindes am 20. April 1802 verschied, in der Karwoche dieses Jahres seine beiden Töchter im zartesten Kindesalter und wenige Monate nach dem Tode der Mutter auch seinen jüngsten Sohn; in seiner zweiten Ehe mit *Beate Charlotte Ernst*, die er am 20. September 1802 in Schweidnitz heiratete, wurden ihm sechs Söhne geschenkt, die, bis auf den jüngsten, alle im Kindesalter starben. Von zehn Kindern blieben ihm nur zwei Söhne. Wenn auch die Säuglings- und Kindersterblichkeit in jenen Jahren noch groß war, so ist doch das Sterben der acht Scholz'schen Kinder deshalb besonders tragisch, weil sie alle bei der Geburt gesund und kräftig waren. Ein überaus schmerzlicher Verlust war es, daß Carl Gotthold, der am 12. II. 1809 geborene vierte Sohn, am 13. Januar 1812 am Scharlachfieber starb. Dieses Kind war dem Vater wegen seiner allgemein auffallenden Begabung und frühreifen Frömmigkeit so ans Herz gewachsen, daß er, einer Sitte der Zeit folgend, ein Legat stiftete, damit an jedem 1. Epiphantias-Sonntage im Gottesdienste dieses seines „Lieblings“ in einer Abkündigung, deren Text erhalten ist, gedacht würde. Das Tagebuch füllte sich auf vielen, eng beschriebenen Seiten und läßt uns teilnehmen an den schweren inneren Kämpfen eines Mannes, der unter der ihm aufgebürdeten Last, der Verzweiflung nahe, fast zusammenbrach, der aber im Gebetskampfe mit dem verborgenen Gott den Glauben nicht wegwarf, sondern den Sieg über die Anfechtung gewinnen durfte. Es wurde unserm C. G. Scholz in dieser Leidenszeit nicht nur die Wohltat heißer Tränen und die Gnade anhaltenden Gebetes verliehen, er hatte auch ein wunderbares Erlebnis, das im Tagebuche festgehalten wurde und seiner Eigenart wegen mitgeteilt sei:

Den 20. May 1802.

„Ich habe jetzt wieder mehr Muße, um stundenlang bei der stillen Gruft meiner Geliebten weilen zu können. Ich benutze daher heute eine Stunde dazu, um an derselben bei schönem Sonnenschein an meinem hier angebrachten Tischchen folgende, höchst merkwürdige nächtliche, doch bei völlig wachendem Zustande gehabte Erscheinung — ungefähr 14 Tage nach der Beerdigung meiner Lieben — aufzuzeichnen.

Ich schlief oben in der großen Stube linker Hand. Die Kinderfrau nebst Kindern in der alten Stube. Ich wache in einer Nacht auf, und eben schlägt die Stubenuhr zwölf. Da ich nicht bald wieder einschlafen kann, so lege ich mich

von der Seite der Wand herum auf die andere Seite, wo ich gerade mit meinem Gesicht mitten zwischen meinen beiden schönen, seit wenigen Tagen völlig grün gewordenen Linden, hinsehe. Es war eine schöne mondhelle Nacht. Ich bemerke zwischen diesen beiden Linden eine lichte, sich immer mehr und mehr zerteilende Wolke. Und was sehe ich in derselben? Meine drei Lieben. In der Mitte mein so hochgeliebtes Weib, meine treue Betty, in verklärter Gestalt. Ihr zur Rechten meine muntre Lina und zur Linken meine sanfte Urania, beide auch verklärt. Ihre sämtlichen Physiognomien sehr natürlich, doch unendlich erlöst und verschönt. Ihre Gestalten blendendweiß und engelschön. Sie schwebten, sich einander die Hände reichend, auf und nieder. Ich setze mich in meinem Bette auf, halte alles für einen Traum und überzeuge mich, daß ich in wachendstem Zustande mich befinde. Ich sehe immer deutlicher, und sehe nichts anderes, als was ich soeben beschrieben habe. Ich lege mich wieder um, mit dem Gesicht gegen die Wand, und — sehe nichts. Ich wende mich wieder um, sehe zwischen die Wipfel meiner Linden, und sehe — meine drei schön Verklärten. Der Anblick war zu schön. Er ließ mich nicht länger einen bloß stummen Zuschauer abgeben. Ich öffne meinen Mund und beginne laut redend — so daß die Kinderfrau (eine verwitwete Braetner) davon erwachte — meine Geliebten anzufehen, bei allem, was ihnen und mir heilig und teuer sei, näher zu schweben, an mein einsames Bett zu kommen, und mich noch einmal zu umarmen, zu lieblosen, und meine Wangen zu streicheln — wie diese zärtlichen, diese Teuren, mir, ihrem Gatten und Vater, so oft es im Leben getan hatten. Bei dieser sehr laut und herzlich getanen Bitte ruft mir die Kinderfrau mit starker Stimme zu: „Herr Pastor, Sie träumen!“ Keineswegs, war meine Antwort. Auch hattest du, fuhr ich fort, nicht Ursach', so stark zu reden, um mich zu erwecken; ich wache schon seit einer halben Stunde. Ich erzähle ihr mit kurzen Worten die Sache, heiße sie hinblicken, und sie sieht nichts. Ich sehe noch das Nämliche. Über dem Hin- und Herreden wacht auch der kränkelnde Gotthold in seiner Wiege auf; und über seinem Schreie erwacht auch Carl. Die Kinderfrau steht auf, um die Kinder zu befriedigen, schlägt Licht an, und — mit dem Erscheinen des Nachtlichts in dem Zimmer war Wolke und alles in derselben, ohne daß ich weiß, wie? verschwunden, da ich doch bis an diesen Augenblick alles deutlich gesehen und ununterbrochen wahrgenommen hatte.

Ich bin nicht fähig über diese Vision zu urteilen, sondern überlaß es einst den Psychologen, und versichere nur hiermit noch einmal und auf mein Gewissen: daß in dieser ganzen Erzählung sowohl alles seine völlige Richtigkeit habe, als auch alles in wachendem und ganz und gar nicht in schlafendem oder träumendem Zustande von mir gesehen worden sei, — das beweisen auch teils die genaueren dabei vorgefallenen Umstände, teils das deutliche Bewußtsein, mit welchem ich mich noch jetzt an alles, in der größten Ordnung und im genauesten Zusammenhange erinnere, und stets erinnern werde.“

Daß sich C. G. Scholz schon nach halbjährigem Witwerstande am 20. September 1802 wieder verheiratete, wird sich, wie er selbst im Tagebuche schreibt, „ein Kenner des menschlichen Herzens leicht enträtseln können“. *Beate*, geb. *Ernst* hatte vor dreiviertel Jahren ihren Vater¹⁴⁾ und vorher ihre Mutter verloren. Es fanden sich also zwei Trauernde. „So hatte ich's gewünscht!“ — lesen wir im Tagebuche — „Auf Gräbern mußte so ein Bund geschlossen werden, wenn ich je einen schließen sollte. Und eben das — o wie prächtig! — war auch der geheime Wunsch Beatens gewesen!“ Diese glückliche Ehe wurde am 13. April 1837 durch den Tod der Ehefrau geschieden. Wieder empfing der Witwer, wie einst im Mai 1802, wundersamen Trost. Das Tagebuch berichtet:

Den 28. Juni 1837.

„Waren mir die meisten Tage bis hieher unter Gram und Tränen dahin geflossen, so war vollends der heutige Tag einer der schmerzreichsten und niederbeugendsten meines ganzen Lebens. Ich genoß nach dem Tode meiner so unaussprechlich geliebten Mutter zum ersten Male allein das heilige Abendmahl. Ach welche Gefühle, welche Empfindungen durchdrangen mein Inneres! Welche schöne, und doch höchst bittere Rückerinnerungen durchkreuzten meine Seele! Wie schwebte ihr Bild mit all' den schönen und herrlichen Zügen ihres Charakters mir vor dem Auge meines Geistes! Mein Gemüt war tief verwundet, mein Herz ganz zerrissen; ich lag vor dem kleinen Altare in der Sakristei, den Kopf an denselben gelehnt, auf meinen Knien, war fast bewußtlos, und zerfloß endlich in den heißesten und brennendsten Tränen. Da fuhr der Gedanke an meinen gekreuzigten Heiland, diesen blutenden Dulder, wie ein Blitzstrahl durch meine Seele; ich ermannte mich, und die feierliche Stunde ward vollendet.“

Fortan galt die vornehmste Sorge des einsamen Mannes im Gäbersdorfer Pfarrhause dem jüngsten Sohne *Gottbold* Theodor, den der Vater selbst bis zum Eintritt in die Tertia des Schweidnitzer Gymnasiums unterrichtet hatte, und mit dem er durch eine seltene väterliche Liebe eng verbunden war. Davon legt nicht nur das Tagebuch ein oft ergreifendes Zeugnis ab, das beweisen noch deutlicher die Briefe des Vaters an den Sohn, die in großer Anzahl erhalten blieben. Wir besitzen die Briefe der Frau Rat an ihren Sohn Wolfgang Goethe und die Briefe Ludwig Richters an seinen Sohn Heinrich. Sie gehören zu den kulturellen Schätzen unseres Volkes. Auch neben diesen beiden kostbaren Briefsammlungen behalten die Briefe des schlesischen Landpfarrers an seinen Sohn ihren Wert, denn sie offenbaren wie jene einen großen Reichtum an inniger, teilnehmender und fürsorgender Liebe, zeichnen ebenfalls ein Bild ihrer Zeit und enthalten überdies einen Beitrag zur inneren und äußeren Geschichte des Evangelischen Pfarrhauses in Schlesien aus den Jahren 1835 bis 1862.

Kenner der deutschen Geschichte und des deutschen Lebens haben wiederholt darauf hingewiesen, daß aus dem Evangelischen Pfarrhause im Laufe der Jahrhunderte nach der Reformation ein Segensstrom in unser deutsches Volk geflossen ist¹⁵), und daß eine beachtliche Zahl bedeutender Frauen und Männer dem väterlichen Pfarrhause das Beste verdankt. Auch unter der Nachkommenschaft des C. G. Scholz befinden sich einige den Durchschnitt überragende Persönlichkeiten. Seine beiden Söhne — von zehn Kindern die einzig überlebenden — zeichneten sich in ihrem Berufe aus. *Carl* Theophil Antonin *Scholz*, geb. 19. November 1800 in Gäbersdorf, starb am 8. November 1872 als Geheimer Justizrat und Kreisgerichtsdirektor in Flatow, Westpr. Dr. med. *Gotthold* Theodor *Scholz*, geb. 26. Mai 1819 in Gäbersdorf, starb am 7. Oktober 1905 in Görlitz als Geheimer Sanitätsrat. Er war ein in Schlesien weithin bekannter Arzt und wirkte lange Jahre erfolgreich als Badearzt in Kudowa, „geliebt und hochgeschätzt von Vornehm und Gering. Sein Andenken lebt in den Herzen fort und sichtbar in der nach ihm genannten Gottholdquelle“ (Nachruf der Ärzte in einer schlesischen Tageszeitung). Außer zahlreichen balneologischen Arbeiten veröffentlichte er zwei Bände seiner Dichtungen¹⁶). Der einzige Sohn des Flatower Juristen starb im 24. Lebensjahre nach vollendetem Studium als Auskultator. Eine seiner Schwestern verheiratete sich mit *Wilhelm Oswald*, der am 9. Januar 1905 in Arnberg (Westf.) als Geheimer Oberjustizrat und Präsident des Landgerichts daselbst starb. Der einzige Sohn dieses Mannes, also ein Urenkel von C. G. Scholz, *Wilhelm Carl Oswald*, geb. 18. Dez. 1859 in Straßburg (Westpr.), gest. 1934, Großindustrieller und Geheimer Kommerzienrat, wurde 1913 in den erblichen Adelsstand erhoben. Sein ältester Sohn, verheiratet mit einer Prinzessin zu Lippe-Nachod, hatte 2 Söhne und 1 Tochter. Diese Familie wurde 1945 auf ihrer Besitzung in der Steiermark ermordet. Sein zweiter Sohn und seine Tochter heirateten ebenfalls Angehörige des Adels. Die beiden Söhne des Kudowaer Badearztes wurden preußische Offiziere. *Gotthold Scholz*, geb. 13. August 1852 in Breslau, starb am 30. März 1925 in Mülheim (Ruhr) als Generalmajor. *Paul Scholz*, geb. 7. Juni 1858 in Altwasser, starb am 25. Juli 1930 als Generalleutnant in Ravensburg; er war im 1. Weltkriege Kommandeur der 32. Res.-Inf.-Brigade. Deren Schwester *Marie*, geb. 7. Februar 1857 in Liegnitz, verheiratete sich mit dem Pfarrer *Walter Kaskel*, der schon am 1. November 1900 in Jarotschin (Posen) starb. Die Nachkommenschaft des C. G. Scholz ist im Mannesstamm ausgestorben. Das Erbgut aber des schlesischen Landpfarrers wirkt sich noch in den von seinen Enkel- und Urenkeltöchtern abstammenden Nachkommen aus.

VI. Versuch einer Charakteristik.

Als Theologe war C. G. Scholz ein Kind seiner Zeit. In seinen jungen Jahren neigte er wie seine Universitätslehrer zum Supranaturalismus, einer milden Form des Rationalismus, blieb aber immer gesalbt mit einem Tropfen pietisti-

schen Öls. Die schweren Prüfungen seines Lebens vertieften sein Glaubensleben und trieben ihn je länger desto mehr ins Gebet. Sein Gottvertrauen ließ sich nicht erschüttern.

Unter seinen erhaltenen Predigten verdient besondere Hervorhebung die im Jahre 1813 in Breslau bei Wilhelm Gottlieb Korn gedruckte Kasual-Predigt (siehe unter 3. der Druckschriften). Vermutlich gibt es nur noch ein Explr. dieses Zeitdokumentes, das sich im Familienbesitz befindet. In dieser, auch sprachlich schönen und schwungvollen Predigt offenbart sich ein glühender Patriotismus, eine ergreifende Vaterlandsliebe, die den Leser an E. M. Arndt's „Katechismus für den teutschen Kriegs- u. Wehrmann“ und an die Lieder Theodor Körner's in „Leyer und Schwerdt“ (vom Vater des Dichters 1814 herausgegeben) erinnert.

Daß C. G. Scholz auch die Gabe der Seelsorge empfangen hatte, beweist die am 9. Dezember 1834 nach einem „großen Brand-Unglück“ in Lüssen in der Gäbersdorfer Kirche gehaltene Predigt, die zugleich ein Zeugnis für die herzliche Verbundenheit des Pfarrers mit seiner Gemeinde ist.

Dr. Paul Hultsch schildert in seinem 1954 im Verlag „Unser Weg“ erschienenen Vortrag den schlesischen Menschen. Er nennt drei Anlagegruppen: nüchternen Alltagsfleiß, weltoffenes, ja heiteres Temperament, weiches Gemüt. Er hebt ferner eine große Toleranz hervor, betont aber auch, daß der Schlesier überraschend energisch werden kann, wenn es um Dinge geht, die ihm wesentlich sind. Alle diese Anlagen und Charaktereigenschaften lassen sich bei C. G. Scholz nachweisen. „Echte Frömmigkeit, tiefe Religiosität, engste Einigung mit Gott“ (a.a.O. S. 14) zeigen sich im Wesen des Gäbersdorfer Pfarrers in hervorragendem Maße. Wir beobachten an ihm auch einen Hang zur Mystik, den Walter Nigg in seinem Werke „Heimliche Weisheit“ (S. 55) als besonders hervortretende Anlage der Schlesier bezeichnet.

Endlich ist C. G. Scholz darin ein echter Schlesier, daß er schreibfreudig war und, wie der von Hultsch erwähnte Prof. Hellpach es ausgedrückt hat, „gedichtet und gedichtelt“ hat. In seinem Jugendwerk, den 1800 herausgegebenen Morgen-Gebeten (siehe unter 1. der Druckschriften), finden wir nach jedem der Gebete eine Strophe. Viele dieser gereimten Gebetsverse hat C. G. Scholz ohne Zweifel selbst verfaßt. Auch sein Tagebuch hat einige seiner Gedichte aufbewahrt.

Alles in allem darf man sagen, daß C. G. Scholz ein würdiger Vertreter seines Standes und ein aufrechter deutscher Mann gewesen ist, der unser dankbares Gedenken verdient.

Albrecht Ranft

Anmerkungen

1) Erhalten blieben an **Druckschriften**:

- 1.) **Morgen-Gebete** zur Vorerweckung der Andacht in den öffentlichen Gottesverehrungen der Christen. Breslau und Leipzig, bey Adolf Gehr und Comp. 1800.
- 2.) **Jubel-Predigt**. Am fünfzigjährigen Jubelfeste der evangelischen Kirchgemeinde zu Gäbersdorf, als am IV. Sonntage nach Trinit. den 6. July 1800, gehalten von Carl Gottfried Scholz, dormaligem Prediger daselbst. Zum Besten unsrer Kirche. Striegau, gedruckt mit Webers Schriften.
- 3.) Was wir bey dem gegenwärtig ausgebrochenen Kriege zu thun, und bei dem Bewusstseyn der Rechtsmäßigkeit desselben von Gott zu hoffen haben? — **Kasual-Predigt**, am Tage der allgemeinen Kirchen-Feyer zur Eröffnung des Krieges, (als am Palm-Sonntage, den 11. April 1813.) über den vorgeschriebenen Text Jerem. 30, V. 7—9, gehalten und aus reinem Patriotismus dem Druck überlassen von C. G. Scholz, Pastor an der evangelischen Kirche zu Gäbersdorf (Striegauschen Creises) — Breslau, bei Wilhelm Gottlieb Korn.
- 4.) **Fest-Predigt**. Am Tage der Einweihung der neuerbauten evangelischen Kirche zu Gäbersdorf, als am 18. Sonntage nach Trinitatis, den 25. September 1842, gesprochen von C. G. Scholz, Pastor. — Zum Besten der Kirche — Striegau, gedruckt in der J. E. Schultze'schen Stadtbuchdruckerei.
- 5.) **Jubelbüchlein** für die evangelische Kirchgemeinde zu Gäbersdorf. 1850. Striegau. Gedruckt in der J. E. Schultze'schen Stadtbuchdruckerei.
- 6.) **Litterarische Beilage** zu den Schlesischen Provinzialblättern. Sechstes Stück. Juny 1807. — Hierin S. 175—176 Biographie und Bibliographie des Pfarrers Carl Gottlieb **Ernst**, geb. 3. III. 1737, gest. 6. XI. 1801, seit 1767 Pastor in Gräditz (Schweidnitzischer Kreis), Schwiegervater des Pf. Scholz.

Diese Druckschriften erschienen alle im Kleinoktavformat. Sie werden wie folgt zitiert: Morgen-Gebete, Jubel-Predigt, Kasual-Predigt, Fest-Predigt, Jubelbüchlein, Litt. Beilage. Am wertvollsten ist die Kasual-Predigt, die vermutlich nur noch in diesem einen Exemplar vorliegt.

An **Handschriften** blieben erhalten:

- 7.) **Tagebuch**. Es beginnt am Anfange des XIX. Jahrhunderts (Initio Saeculi XIX.), schließt am 1. April 1859 und enthält 118 beschriebene Seiten aus gutem Schreibpapier und 24 unbeschriebene Seiten, die in 6 Lagen zusammengeheftet sind (Quartformat). Im „Pfarrhaus“, Jahrg. 1915, No. 8—10, wurden unter dem Titel „Ein schlesisches Landpfarrhaus“ Auszüge veröffentlicht.
- 8.) **Briefe**, aus der Zeit vom 8. VII. 1835 bis zum 23. V. 1862, alle gerichtet an den jüngsten Sohn Dr. med. **Gotthold** Theodor Scholz, insgesamt über 100.
- 9.) **Predigt-Manuscripte**:
 - a) über 2. Kor. 4, 5—7, XVIII. S. n. Tr., 17. X. 1824 (Kirch-Visitation),
 - b) über Röm. 15, 4—13. II. Adv. 1833,
 - c) über Matth. 11, 2—10, III. Adv. 1834, nach einem Brandunglück,
 - d) über Luk. 12, 56—57, XIX. S. n. Tr., 25. X. 1835 (Kirch-Visitation),
 - e) über Joh. 15, 1—2, 13. X. 1839,
 - f) „Fest-Predigt“, 25. IX. 1842,
 - g) über 1. Joh. 4, 4, XIX. S. n. Tr., 22. X. 1843 (Kirch-Visitation),
 - h) über Psalm 71, 7—9, am Tage des 50jähr. Amtsjubiläums, 20. XI. 1845.

Hierüber **undatiert**

- i) über Luk. 6, 43—45,
 - k) über Matth. 7, 15—23, und
 - l) Rede über Jesaj. 28, 29 bei der Trauung des jüngsten Sohnes Gotthold am 22. IX. 1851.
- 10.) **Personallen**, vorgelesen im Gottesdienst nach dem Begräbnis der nachstehend genannten Gemeindeglieder:
 - a) Chr. Charlotte **Werner**, geb. Vogel, † 9. IV. 1801,
 - b) Henriette Eleonore Joh. **Freifrau v. Richthofen**, geb. v. Lüttwitz, † 19. XI. 1804,

- c) Oberamtmann Joh. Christoph **Nerlich**, † 15. V. 1812.
- d) **Freifräulein** Emilie Charlotte v. **Richthofen**, † 11. VII. 1817.
- e) **Frau v. Gellhorn**, geb. Freiin v. Richthofen, † 25. V. 1818.
- b) **Freiherr** Andreas Ludwig v. **Richthofen**, † 8. X. 1818.
- g) **Frau Nerlich**, geb. Schultz, † 23. I. 1820.
- h) **Frau Aug. Sophie Landeck**, geb. Ernst, † 17. V. 1821.
- i) **Baronin v. Richthofen**, geb. Freiin v. Bose, † 9. IX. 1822.
- k) **Freifrau v. Richthofen**, geb. v. Hill, † 27. V. 1826.
- l) **Frau Charl. Juliane** verw. **Fleischmann**, † 30. VII. 1826.
- m) **Fräulein El. Hel. Mathilde Kohlmann**, † 2. IX. 1826.
- n) **Anna Caecilia Clara Schulz**, † 26. XI. 1833, Pfarrers Tochter.
- o) **Beate Charlotte Scholz**, geb. Ernst, † 13. IV. 1837, Carl Gottfried Scholz' 2. Ehefrau.
- p) **Freifrau v. Richthofen**, geb. v. Diebitsch, † 1. VI. 1840.

Diese Personalien enthalten familiengeschichtlich wertvolle Nachrichten und werden deshalb hier verzeichnet.

11.) Sonstiges:

Erwähnenswert sind noch

- a) Breslauer Bürgerbrief vom 22. I. 1799 für Carl Gottfried Scholz.
- b) Schreiben des Kgl. Consistoriums für die Provinz Schlesien v. 12. XI. 1845 anlässlich des 50jähr. Amtsjubiläums und der Verleihung des Preuß. Roten Adlerordens IV. Klasse.
- c) Mein letzter Wille, eigenhändig geschrieben, vom 3. II. 1860.
- d) Bestimmungen über den Anzug im Sarge, undatiert.

Vorstehend genannte Druckschriften und Manuskripte befinden sich im Besitze einer Ur-enkelin des Pfarrers C. G. Scholz, der Frau Elisabeth **Ranf**, geb. Kaskel, in Müllheim (Bad.). Dieselben waren in einer Dokumentenmappe aufbewahrt und konnten in der Dresdner Schreckensnacht vom 13. zum 14. II. 1945 aus dem brennenden und dann total ausgebombten Hause geborgen werden. Ein Ölgemälde des Pfarrers C. G. Scholz, das ihn in den besten Jahren im Amtssornat darstellte, gemalt im Juli 1814 von dem Porträtmaler **Raschke** aus Großglogau, „einem sehr gebildeten und geschickten Künstler“, wurde ein Opfer der Flammen.

- 2) **Wilhelm Baur**, Das deutsche evangelische Pfarrhaus, 3. Aufl., Bremen, 1884, S. 117 ff.
- 3) Im folgenden wird, wenn nichts anderes bemerkt ist, das Tagebuch zitiert.
- 4) Vergleiche **Eduard Meuß**, Lebensbild des evangelischen Pfarrhauses, 2. Aufl., Verlag von Veihagen u. Klasing Bielefeld und Leipzig, 1884, Seite 191—209, eine Darstellung der ecclesia pressa in Schlesien. — **C. G. Scholz** gedenkt seines Amtsvorgängers **Samuel Emrich**, geb. 1623 in Breslau, seit 1649 Pf. in Gäbersdorf, gest. als Pf. in Groß-Weigelsdorf, in der „**Jubel-Predigt**“, 1800, S. 8—12. Er zitiert aus Emrichs Abschiedspredigt, gehalten am 1. Weihn.-Feiertage 1653, und weist hin auf das „zur Linken des Altars“ hängende „ehrwürdige und schön gemalte Bildnis“ dieses „offnen und ehrlichen Mannes“. In seiner Abschiedspredigt sagt **Emrich**: „Soeben, als meine Füße die Kanzel bestiegen wollten, überbrachte mir, was euer aller Augen gesehen haben, der Strieganische Pfänder dies Patent, wodurch ich (gleich manchem Andern meiner Amtsbrüder) nun zum elenden herumirrenden Exulanten gemacht werde“.
- 5) **Jubelbüchlein**, dessen Angaben ergänzt durch das **Tagebuch**.
 - 6) a. a. O. S. 24 ff.
 - 7) a. a. O. S. 9 ff.
 - 8) a. a. O. S. 14 ff. Das während des Kirchbaus so erfreuliche Verhältnis zur Kath. Kirche wurde später durch einen kath. Pfarrer getrübt, der sich mit Erfolg bemühte, in Misch-eihen geborene Kinder evangelischer Väter durch die Taufe für die Kath. Kirche zu gewinnen: „Er nimmt mir seit ein paar Jahren alle Taufen weg.“ „Er soll sich hinter die Mütter stecken.“ „Zuweilen wird sogar der Mann noch mit bekehrt und auch katholisch gemacht. Wir evangelischen Geistlichen machen jetzt manchmal schmerzliche Erfahrungen, denn es ist jetzt in diesem Punkte viel ärger geworden als es früher der Fall war.“ So schreibt C. G. Scholz in einem Briefe vom 14. II. 1849.
 - 9) a. a. O. S. 37 ff. Auf S. 39 und 40 die Inschriften der Glocken, vermutlich von C. G. Scholz gedichtet.

- ¹⁰⁾ **Friedrich Uhlhorn**, Geschichte der deutsch-lutherischen Kirche, Leipzig, Verlag von Dörf-ling u. Franke, 1911, Band II, Kap. 18, besonders S. 153—154 betr. die Bedrückung der Lutheraner in Schlesien.
- ¹¹⁾ **Tagebuch** 1805 betr. die große Teuerung, „die viele Monate hindurch dauerte, u. der Scheffel Korn bis zu 13 Reichstaler, der Weizen desgleichen, die Gerste bis 10 Reichs-taler und der Hafer bis 8 Reichtaler gestiegen war.“
- ¹²⁾ **Jubelbüchlein** enthält im III. Abschn., S. 16 ff., ausführliche Angaben über die Patrone, über Andreas Ludwig Freiherrn v. Richthofen, Karl Erdmann Julius Freiherrn v. Richthofen, Georg Gottlob Kramsta, Geh. Kommerzienrat, und Emil Martin Kramsta, Leutnant, die während C. G. Scholz Amtszeit die Patronats Herrschaft besaßen. Die anlässlich der Trauer-feierlichkeiten von C. G. Scholz verfaßten **Personalien** enthalten die Lebensläufe der unter 10, b, d, e, f, i, k und p genannten Glieder der freiherrlichen Familie v. Richthofen. In den ersten Jahren bis 1807 war das Verhältnis zwischen Patron und Pfarrer „beiderseits sehr oft getrübt“. „Gott half jedoch alles überwinden, und es wurde nach wenigen Jahren alles noch recht gut“. (**Tagebuch**).
- ¹³⁾ **Jubelbüchlein** enthält S. 20—23 einen Auszug aus der Beschreibung des 50jähr. Amtsjubi-läums, die in No. 205 des Breslauer Erzählers, Jahrgang 1845, erschien. Das litho-graphierte Bildnis des Jubilars ist im Besitze einiger Nachkommen desselben.
- ¹⁴⁾ **Beate Ernst** war die am 8. Januar 1780 in Gräditz bei Schweidnitz geb. Tochter des Pfar-rers **Carl Gottlieb Ernst**, geb. 3. III. 1737 i. Schweidnitz, gest. i. Gräditz den 6. XI. 1801. Diesem seinem Schwiegervater hat C. G. Scholz in der „Litterarischen Beilage zu den Schlesischen Provinzialblättern“, 6. Stück, Juni 1807, S. 175—176, ein Denkmal gesetzt: „Seine Schule in Gräditz war bestimmt ein Muster für alle Landschulen Schlesiens. Aus dieser Schule gingen auch in einem Zeitraume von ohngefähr 20 Jahren gegen 100 junge Männer hervor, welche bis diesem Augenblick größtenteils noch leben, und dem Staate teils als Schulmänner, teils in anderen öffentlichen Ämtern wichtige Dienste leisten.“ Unter den von Pf. Ernst veröffentlichten Schriften sind erwähnenswert: Versuch eines Plans zur Verbesserung der Landschulen, Halle bei Gebauer, 1775. Umständliche Beschrei-bung des feierlichen Gottesdienstes bei Gelegenheit der Gedächtnis-Predigt zum Andenken Friedrichs II.; nebst der Gedächtnispredigt selbst, und der dabei gehaltenen Trauer-Musik; am 14. Sonnt. nach Trin. 1786. Schweidnitz. Vergl. auch: Geschichte der evangelischen Kirche zu Gräditz. Verfaßt von Pastor K. G. Bienwald, neu in Druck gegeben und fort-geführt anlässlich der 150jähr. Jubelfeier am 1. November 1893 von Pastor Johannes Schier, Schweidnitz, 1893. Auf S. 26 dieser Schrift kurzer Lebensabriß über Pfarrer Ernst: „Gewissenhafte Amtstreue, wie sehr tüchtige Bildung für seinen Beruf haben ihn ausgezeich-net, aber ein vielleicht oft nötiges, sehr entschiedenes Auftreten brachte ihm die Nach-rede eines herrschsüchtigen Wesens. Nicht wenige Glieder der Gemeinde bewahren noch heut dankbar sein Andenken“.
- ¹⁵⁾ Vergl. Anm. 4: Eduard Meuß, S. 330—381. — Der Pfarrerspiegel, von Siegbert Stehmann, Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz, 1940. — Bedeutende Männer aus Thüringer Pfarrhäusern. Bearbeitet von Willy Quandt, Ev. Verlagsanstalt Berlin, 1956.
- ¹⁶⁾ **Blumengeister**. Allegorische Bilder aus dem blühenden Reiche. Gedichte von Gotthold Theodor Scholz. Breslau. Verlag von Max Woywod, 1893. — **Heimatklänge aus der Ewig-keit**. Religiöse Betrachtungen in gebundener Sprache. Von Dr. Gotthold Theodor Scholz, Geh. Sanitätsrat, früher Badearzt in Cudowa. Görlitz. Verlag von Hermann Tzscharchel, 1900. In diesem Buche legt der Verfasser ein Bekenntnis seines festen Glaubens an die in Christus erschienene rettende Liebe Gottes ab.